

PRESS REVIEW

Daniel Barenboim Stiftung
Barenboim-Said Akademie & Pierre Boulez Saal

Wednesday, November 25, 2020



West-Eastern
Divan Orchestra



BARENBOIM-SAID
AKADEMIE



PIERRE BOULEZ
SAAL

Berliner Morgenpost
Preußen-Stiftung organisiert sich neu

Der Tagesspiegel
Sehnsucht nach Konzerten oder Theater? Streamingtipps für Kulturhungrige

Süddeutsche Zeitung
Neuer Thomaskantor

Süddeutsche Zeitung
Oksana Lyniv dirigiert in München

Süddeutsche Zeitung
Die Münchner Kammerspiele bieten vom 25. bis 27. November eine Art „Theater to go“ an

Süddeutsche Zeitung
Der Schlagzeuger Martin Grubinger ist weltberühmt. Nebenher mischt er sich in Österreichs Politik ein

Frankfurter Allgemeine Zeitung
Geistfähig bleiben. Heute erst recht Von Helmut Lachenmann

Preußen-Stiftung organisiert sich neu

Felix Müller

Als der langjährige Direktor der Nationalgalerie, Udo Kittelmann, sich Ende Oktober von seinem Posten trennte, hinterließ er nicht nur ein vielfältiges kuratorisches Erbe, sondern auch ein großes Fragezeichen: Wie soll sich die Nationalgalerie, die große Kunstsammlung vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart unter dem Dach der Staatlichen Museen zu Berlin (SMB), in Zukunft organisieren – gerade auch vor dem Hintergrund des verheerenden Zeugnisses, das der Wissenschaftsrat der Stiftung Preußischer Kulturbesitz (SPK) im Frühsommer ausgestellt hatte?

Eine Stärkung der einzelnen Häuser wurde schon zuvor vielfach gefordert – und dem ist der Stiftungsrat der SPK unter Vorsitz von Kulturstaatsministerin Monika Grütters (CDU) nun nachgekommen. In einer Mitteilung vom Dienstag hieß es, die Leitung der Nationalgalerie werde künftig auf drei Positionen verteilt:

„Eigenständige Direktorinnen und Direktoren sollen für die Alte Nationalgalerie (mit der Friedrichswerderschen Kirche), für die Neue Nationalgalerie (mit dem künftigen Museum des 20. Jahrhunderts, dem Museum Berggruen und der Sammlung Scharf-Gerstenberg) und für den Hamburger Bahnhof – Museum für Gegenwart und damit jeweils für die Kunst des 19., des 20. und des 21. Jahrhunderts zuständig sein.“ Die organisatorischen Voraussetzungen dafür sollen nun geschaffen werden.

Außerdem solle die Direktion von Gemäldegalerie sowie Skulpturensammlung und Museum für Byzantinische Kunst der SMB zum Februar 2021 neu ausgeschrieben werden. Diese wurde bislang von Michael Eissenhauer zusätzlich zu seinen Aufgaben als Generaldirektor der SMB ausgeübt. Offen bleibt, ob es den Posten des Generaldirektors auch in Zukunft geben wird. Auch was mit der Dachstruktur des Präsidiums mitsamt Hauptverwaltung geschehen soll, bedarf weiterhin der Klärung.

„Es ist eine gute Nachricht, dass die Leitung der Staatlichen Museen zu Berlin in Zukunft breiter aufgestellt wird“, erklärte die Kulturstaatsministerin zu den jüngsten Entscheidungen. „So können die verschiedenen Häuser der Nationalgalerie ihre Sammlungsbereiche und Profile noch besser als bisher entwickeln.“

Mittwoch, 25.11.2020, Tagesspiegel / Kultur

Kammerspiele

Sehnsucht nach Konzerten oder Theater? Streamingtipps für Kulturhungrige

Von Christiane Peitz

Konzerthaus Berlin. Die Dirigentin Joana Mallwitz gibt am 28. November ihr Hauptstadtdebüt am Pult des Konzerthausorchesters Berlin. Auf dem Programm, das auf www.konzerthaus.de, auf der Facebookseite des Hauses und auf RBB-Kultur zu hören und zu sehen sein wird, steht Schuberts „Große“ C-Dur Sinfonie. Die Nürnberger Generalmusikdirektorin, die 2019 vom Magazin „Opernwelt“ zur Dirigentin des Jahres gewählt wurde, führt ab 20.15 Uhr persönlich in das Konzert ein. Der Stream startet um 21 Uhr, der Abend wird am 29.11. zudem im RBB-Fernsehen ausgestrahlt.

Staatsoper München. Immer montags um 20.15 Uhr wird live fürs Digitalpublikum musiziert (www.staatsoper.de), das hielten die Münchner schon im Frühjahrs-Lockdown so. Das Programm für nächsten Montag, den 30.11., wird noch bekanntgegeben. Die „Montagsstücke“ sind als Video-on-Demand anschließend für 30 Tage abrufbar, der 24-Stunden-Zugang kostet zwischen 4,90 Euro und 9,90 Euro. Noch zu sehen ist u.a. das 90-minütige Richard-Strauss-Programm „Zueignung“ mit Klaus Florian Vogt, Diana Damrau und dem Bayerischen Staatsorchester unter Leitung von Asher Fisch. Oder der „Ballo Barocco“ mit Unterwelt-, Winter- und anderen Quarantäne-Szenarien aus Purcells „The Fairy Queen“ und Monteverdis „Il Ballo delle Ingrate“.

Wiener Symphoniker. Unter Leitung ihres Chefdirigenten Andrés Orozco-Estrada laden die Wiener Symphoniker jeden Freitag vorerst bis zum 18. Dezember zum Wohnzimmer-Konzert, ebenfalls ab 20.15 Uhr (www.wienersymphoniker.at). Unter dem Hashtag #abachtzuhaue ist das Glas Wein dazu ausdrücklich erwünscht: „Da werden Orchestermusiker zu Solisten, da wird der Chefdirigent zum Couchnachbarn“. An diesem Freitag, den 27.11., mit dem Cellokonzert Nr. 2 und der Feuersinfonie Nr. 59 A-Dur von Joseph Haydn.

Elbphilharmonie Hamburg. Paavo Järvi dirigiert am 27.11. um 20 Uhr ein französisches Programm mit Werken von Poulenc, Ravel, Roussel und Ibert. Das NDR Elbphilharmonie Orchester spielt im großen leeren Saal. (www.elbphilharmonie.de) Der Web-Eintritt ist frei.

Stegreif Orchester. Das freie, bis zu 30-köpfige Ensemble mit Sitz in Berlin war zuletzt etwa in der Neuköllner Oper mit einem etwas anderen „Don Giovanni“ zu erleben. Es macht schon in Nicht-Pandemie-Zeiten das schier Unmögliche möglich. Die Musikerinnen und Musiker spielen ohne Noten, ohne Stühle, im Stehen, im Gehen, immer in Bewegung und in Interaktion mit dem Publikum. Ihr nächstes Programm mit Musik von Gustav Mahler realisieren sie nun interaktiv im Netz. „#freemahler - What the Earth tells us“ geht am 29.11. ab 18 Uhr über die Bühne (www.stegreif-orchester.de): Mahler, die Natur, der Klimawandel – Orchester und Publikum begegnen sich im virtuellen Konzertraum. Kostenpunkt: fünf Euro.

HAU. Gob Squad tritt diese Woche wieder an, von Donnerstag bis Samstag gehen drei neue, dreistündige Episoden von „Show Me A Good Time“ an den Start, nach dem Zwölfstunden-Marathon im Juni mit Akteurinnen und Akteuren nicht nur im Hebbel am Ufer, sondern auch in Sheffield und anderswo auf der Welt. Beginn am Donnerstag, den 26.11., um 18 Uhr, am Freitag um 21 Uhr, am Samstag um 15 Uhr. (www.hebbel-am-ufer.de) Streaming-Tickets kosten zwischen 3 und 10 Euro.

BKA-Theater. Das BKA streamt derzeit täglich live, am Mittwoch zum Beispiel Arnulf Ratings „Zirkus Corona“ (20 Uhr), am Donnerstag „Ist das Kunst oder kann das weg“ von Stefan Danziger und Nektarios Vlachopoulos (21 Uhr), am Freitag Ades Zabels „Werden Sie nicht verrückt“ (21 Uhr). (www.bka-theater.de)

Theaterlabor Bielefeld. „Die zweite Welle“ heißt das Stück, das nach Recherchen speziell über die Situation von Frauen in der Pandemie entstanden ist und am Mittwoch und Donnerstag live über die Bühne geht, jeweils ab 19.30 Uhr. (www.theaterlabor.de) Kostenpunkt 14 Euro, ermäßigt 8 Euro.

Deutsches Schauspielhaus Hamburg. Am ersten Adventssonntag, 29.11., wird Barbara Bürks und Clemens Sienknechts zweistündige Tolstoi-Version „Anna Karenina – allerdings mit anderem Text und auch anderer Melodie“ live ab 20 Uhr gestreamt. Ein Gute-Laune-Abend soll es sein, wer kann das zurzeit nicht gebrauchen. (www.schauspielhaus.de)

Staatstheater Darmstadt. Ein Trost für die absehbar auch im Dezember ausfallenden Weihnachts-Theaterprogramme. Dort wird am ersten Adventssonntag die Premiere des diesjährigen Weihnachts-Kinderstücks live gestreamt: „Alaaddin und die Wunderlampe“, mit Blick hinter die Kulissen und Nachgespräch um 16 Uhr (www.staatstheater-darmstadt.de). Ab 6 Jahre, Tickets kosten zwischen 3 und 10 Euro. Christiane Peitz

Neuer Thomaskantor

Der Schweizer Andreas Reize soll neuer Leipziger Thomaskantor werden. Der 1975 in Solothurn geborene Kirchenmusiker wurde von einer umfangreichen Auswahlkommission nach einem aufwendigen Verfahren vorgeschlagen. „Wir freuen uns, mit Andreas Reize einen Kandidaten gefunden zu haben, mit dem wir den Aufbruch ins 21. Jahrhundert erfolgreich fortsetzen können“, sagte Oberbürgermeister Burkhard Jung (SPD). Reize soll die Nachfolge von Gotthold Schwarz antreten, dessen Vertrag verlängert wurde und am 30. Juni 2021 endet. Am 16. Dezember entscheidet der Leipziger Stadtrat über die Personalie, was nur eine Formalität sein dürfte. Helmut Mauró

Im Lavastrom

Oksana Lyniv dirigiert in München

Wie ein Derwisch tanzt Oksana Lyniv im Münchner Herkulessaal die Tarantella. Die schlanke Frau im schwarze Hosenanzug mit einer goldenen Leibbinde wirbelt im Rhythmus der entfesselten Musik herum, sie heizt sie an, formt jedes Motiv, jede harmonische Ausweitung mit Gesten nach. Oksana Lyniv, geboren 1978 in der Ukraine, ist Dirigentin. Im Livestream dirigiert sie das Finale von Felix Mendelssohns beliebtester Sinfonie, der „Italienischen“. Hinter ihr der leere Münchner Herkulessaal, vor ihr die BR-Sinfoniker, die die ohnehin rasanten Tonwiederholungen und Läufe fast schon am Anschlag spielen.

Nicht nur in dieser enthemmten Tarantella vergisst der zuschauende Zuhörer die Leere. Dass da überhaupt kein Publikum ist. Die Musiker dieser Liveaufführung müssen sich anfangs noch etwas zurückhaltend und recht brav in Wolfgang A. Mozarts Sinfonia concertante hineinspielen. Doch in der „Italienischen“ verlieren sie dann alle Hemmungen. So können Livekonzerte in Seuchenzeiten gestreamt begeistern. Auch wenn man allein daheim vor dem Computer oder dem Fernseher hockt, der Klang im Vergleich zum Originalsound im Herkulessaal etwas scharf ist und die Lautstärkeneruptionen im eigenen Wohnzimmer allzu zahm daherkommen: die Nachbarn!

Dass dieses Fake-Konzert, das noch unter www.br-so.de zu erleben ist, wider Erwarten begeistert, liegt an der derzeit überall gern beschäftigten Oksana Lyniv. Sie wird nächstes Jahr die erste Frau sein, die bei den Bayreuther Festspielen (so sie denn stattfinden) überhaupt dirigieren wird. Lyniv hält stets eine lächelnde Distanz zu Musik und Musikern, selbst wenn sie sich völlig verausgabt. Nie spielt sie ihr Ego hemmungslos in den Mittelpunkt. Sie liebt zügig flexible Tempi, sie entdeckt oft noch in den heitersten Passagen Spuren von Schmerz, und zielt auf eine Klarheit, in der feine Schatten immer von Geheimnissen künden, von Verwerfungen, Tragödien.

Das waren ideale Voraussetzungen dafür, dass Lyniv vor drei Wochen beim Festival Wien Modern die Uraufführung von Sofia Gubaidulinas zwanzigminütigem Orchesterwerk „Der Zorn Gottes“ im Wiener Musikvereinssaal ohne Publikum im Livestream dirigieren konnte. Der Österreichische Rundfunk sendet das Konzert an diesem Donnerstag um 19.30 Uhr (Ö 1). Die 89-jährige Sofia Gubaidulina gehört zu den erfolgreichsten Komponistinnen, seit der Geiger Gidon Kremer ihr Konzert „Offertorium“ im Westen populär machte. Sie ist tief religiös, das inspiriert viele ihrer Werke, die die russische Romantik eigenständig herb in unsere Zeit verlängern, so auch im „Zorn Gottes“. Hier kommt die ganze Welt ins Rutschen, die Tektonik der Kontinente kracht zusammen, urweltliche Lavaströme versengen das Leben.

Oksana Lyniv und die ORF-Sinfoniker rühren für Gubaidulina einen kraftstrotzenden und von Jähzorn inspirierten Ausbruch an, der den leeren Musikvereinssaal genauso zu zerbersten droht wie jetzt Mendelssohns Tarantella den Herkulessaal. Oksana Lyniv ist eine Spezialistin für elegant eingefädelte Menschheitskatastrophen. Das macht sie zur Musikerin der Stunde, und diese ihre vulkanische Intensität ist sogar in ihren Livestreams beängstigend großartig. Bravissima! Reinhard J. BRembeck

„Theater to go“

Die Münchner Kammerspiele bieten vom 25. bis 27. November eine Art „Theater to go“ an. Jeden Tag zwischen 18 und 19 Uhr sollen die Schaufenster in der Innenstadt den Passantinnen und Passanten einen Blick ins „pochende Herz der Kammer“ ermöglichen. Das Ensemble sei auch in Lockdown-Zeiten höchst lebendig. Die Theater sind wegen der Pandemie zwar geschlossen, alle Veranstaltungen abgesagt, wie es heißt. Unter dem Titel „Covid Theatre“ („Theater des gemeinsamen Lebendigseins“) werde hinter den Schaufenstern an der Hildegardstraße, Ecke Falckenbergstraße geprobt. Das geplante Programm ist unter www.muenchner-kammerspiele.de einsehbar. Kna

Percussion und Kolumne

Der Schlagzeuger Martin Grubinger ist weltberühmt. Nebenher mischt er sich in Österreichs Politik ein

VON CATHRIN KAHLWEIT

Man kann nicht behaupten, dass Martin Grubinger seinen Beruf und seine Berufung verfehlt hätte. Der Mann ist ein berühmter Percussionist, ein international renommierter Marimbaspielder, er ist Professor am Mozarteum in Salzburg. Der riesige Keller seines Hauses in einem kleinen oberösterreichischen Dorf beherbergt einen Probenraum, der aussieht wie eine Kopie der Philharmonie im Gasteig, im Nebenraum von der Größe einer Turnhalle stapeln sich Schlagwerke und Instrumente aus aller Welt, und die Schleuse, die in seinen Keller führt, hat Raum für einen Lastwagen, mit dem all das zu Konzerten im In- und Ausland abtransportiert werden kann. Grubinger macht Musik, er lebt Musik, er moderiert im BR eine Musiksendung, seine Frau, eine Pianistin, liebt er – auch – für ihre Musik, und wenn er nicht in der Welt unterwegs ist, spielt er Schlagzeug in der örtlichen Blaskapelle. Trotzdem sehen viele Fans ihn auch und vor allem den „besten Journalisten Österreichs“.

Der 37-Jährige schreibt seit knapp zwei Jahren eine wöchentliche Kolumne für die Kronen Zeitung. Ausgerechnet. Die Krone ist die reichweitenstärkste Tageszeitung und das mächtigste Boulevardblatt des Landes, die mit ihren Kampagnen seit Jahrzehnten Regierungen vor sich hertreibt und den langen Aufstieg der FPÖ zur Macht mit ihrer Berichterstattung begünstigte. Seit 2019 ist sie zu 24 Prozent in der Hand von Kanzler-Intimus René Benko. Die Krone ist nicht notorisch rechts oder links, aber traditionell populistisch, oft ausländischerfeindlich, immer sensationsgierig. Sie sei eine „gut gemachte schlechte Zeitung“, hat die Literaturkritikerin Sigrid Löffler einmal gesagt. In der Terrornacht vom 2. November, als Grubinger gerade ein Konzert in Wien gab, zeigte das Blatt auf seiner Webseite in Dauerschleife Videos des Anschlags – unethisch, aber eben ganz im Sinne des Boulevards.

Grubinger ficht das nicht an. Seine Texte, die in den Ausgaben für Oberösterreich und Salzburg erscheinen, erreichen nach Angaben des Chefredakteurs der Salzburg-Krone, Claus Pándi, am Wochenende etwa eine halbe Million Menschen. Warum er für die Zeitung schreibt? „Ich glaube an gut gemachten Boulevard“, sagt Grubinger. „Und an Meinungsvielfalt.“ Er diskutiert hart mit Pándi, er lerne wöchentlich dazu, er werde nicht zensiert, nicht umgeschrieben. Sein Format nutzt er entsprechend konsequent. Arbeitet sich an Kanzler Sebastian Kurz und der ÖVP ab, an deren Corona-Politik („Angst, Einschüchterung, Drama“). Beklagt deren Weigerung, Flüchtlinge aus Moria aufzunehmen (das lasse „jeden Anstand vermissen“). Fordert den Rücktritt von Innenminister Karl Nehammer wegen der Ermittlungsspannen vor dem Terroranschlag in Wien Anfang November und nennt den deutschen Innenminister Rudolf Seiters einen „Ehrenmann“, da der 1993 nach einer tödlichen Schießerei zwischen einem RAF-Terroristen und der Polizei in Bad Kleinen die Verantwortung übernommen hatte.

Zum aktuellen Lockdown in Österreich stellte er in seiner vorletzten Kolumne die mittlerweile sprichwörtliche „Meischi-Frage“: „Wo woa mei Leistung?“ Walter Meischberger, ein Vertrauter von Ex-Finanzminister Karl-Heinz Grasser, hatte das in einem abgehörten Telefonat gefragt, in dem es um dubiose Rechnungen im Kontext eines Korruptionsskandals ging. Grubingers Antwort heute: Die Regierung könne keine adäquate Leistung vorweisen. Sie müsse das „Scheitern ihrer Politik eingestehen und Kapitulation anmelden“. Da helfe auch kein Aktionismus samt „verfassungsrechtlich unhaltbarer Antiterrorpakete“. Er bekommt viele Leserbriefe. Auch viele wütende.

Grubinger und Krone-Mann Pándi, der vor seinem Wechsel nach Salzburg, in seiner Zeit als Innenpolitikchef der Krone in Wien, enge Verbindungen zur SPÖ unterhielt, hatten sich 2018 nach einem Konzert in der Salzburger Musikkneipe „Zum fidelen Affen“ kennengelernt, und Grubinger hatte sich heiß geredet über Politik. Das kann er gut, das tut er gern. Er ist Sozialdemokrat, und damals regierte eine rechtspopulistische Koalition aus ÖVP und FPÖ das Land, die nicht nur Politik-Aficionados wie den Künstler Grubinger anekelte. Pándi, ein liberaler Kopf, findet wiederum, sein Kolumnist sei „nicht eindeutig positioniert“, da seien auch „konservative Elemente“, Grubingers Kirchgänge etwa oder seine Liebe zum Landleben. Warum er für die Krone schreiben darf? „Weil er schreiben kann.“ Es gebe keinen Masterplan, dass da ein Linker das Blatt aufhübsche, aber so verstehe er Zeitung: als Ort zum fairen Streiten. Grubinger sei der „anstrengendste Kolumnist“, den er je hatte, immer gefühlte 200 Prozent zu lang, und immer begierig auf eine inhaltliche Auseinandersetzung.

Das kann man wohl sagen. Treffen mit Grubinger münden stets in eine heftige politische Debatte. Er ist ein wandelndes Geschichtsllexikon, der Flur zwischen Haustür und Wohnzimmer hängt voll mit historischen Schwarz-Weiß-Fotos großer Momente des 20. Jahrhunderts, seine Helden Barack Obama und John F. Kennedy sind jeweils zweimal vertreten. Kurz hält er für einen reinen PR-Kanzler, um Angela Merkel beneidet er Deutschland. Bei ihm zu Hause, sagt er, sei immer debattiert worden. Die Großeltern: sozialdemokratisch, katholisch, Krone-Leser. Der Vater, ebenfalls Schlagzeuger und Musikprofessor am Mozarteum, habe täglich über Politik geredet. „Mittagsjournal ab 12 Uhr; ab 12.30 wurde diskutiert. Ich wurde so erzogen: eine eigene Meinung haben, unangenehm sein, kritische Fragen stellen.“

Künstler, glaubt er, müssten sich politisch äußern oder doch zumindest innerlich positionieren. Er werde regelmäßig kritisiert, weil er entweder zu links sei, immer noch zu brav, am falschen Ort oder als vermeintlich subventionierter und vom Staat abhängiger Musiker das Wort ergreife. Und „genau das macht mir Spaß“. Seine Studenten mahnt Grubinger, sie könnten gewisse Komponisten nicht spielen, wenn sie nicht zugleich Interesse für Gesellschaftspolitik zeigten. Das gilt für Iannis Xenakis, der im griechischen Bürgerkrieg zum Tode verurteilt wurde und ins Exil nach Frankreich floh. Oder Dmitri Schostakowitsch, der immer habe austarieren müssen, wie weit er mit seiner Musik gehen kann, um Stalin nicht gegen sich aufzubringen und im Gulag zu landen.

„Wenn wir“, erklärt Grubinger, „Beethoven, wenn wir Mozart spielen – die ersten Europäer, die den europäischen Gedanken schon vor 250 Jahren gelebt und in ihrem Schaffen gespiegelt haben, bevor der erste Politiker darauf gekommen ist, dass Europa eine gute Idee sein könnte –, dann brauchen wir doch einen Zusammenhang.“ Dann müsse man geschichtspolitisch wissen, wo man herkomme, und was diese Musik bewirken solle. Grubinger wird an diesem Punkt erregt – und sehr grundsätzlich.

Er kommt noch einmal auf Xenakis zurück, den in Rumänien geborenen, in Griechenland aufgewachsenen, im Pariser Exil gestorbenen Komponisten. Er habe bei den Salzburger Festspielen in diesem Jahr ein Stück namens „Persephassa“ gespielt, in dem Xenakis akustisch nachzeichne, wie er die Aufstände gegen das faschistische Regime erlebt habe. „Da hört man, wie sich die Massen durch die Gassen drängen, man hört Sirenen, man spürt die Angst, die Panik.“ Sechs Schlagzeuge seien dafür um das Publikum herum positioniert. Nach dem Konzert sei eine ältere Frau zu ihm gekommen und habe gesagt, das letzte Mal habe sie so ein Gefühl im Luftschutzbunker 1944 gehabt. „Wenn wir diese Musik interpretieren, wenn wir Beethovens ‚Eroica‘ aufführen oder ‚Le Sacre du Printemps‘ von Igor Strawinsky, wenn wir die Neunte von Schostakowitsch spielen, wenn wir einen Friedrich Cerha spielen, der in seiner Musik seine persönlichen Erlebnisse im Krieg, im Wald, im Bombenhagel verarbeitet, dann müssen wir uns damit auseinandersetzen, müssen das mit Haut und Haar spüren.“ Es gehe, deklamiert er nun fast, immer auch um die Auswirkungen von Musik, ihre Transformation in Wahrnehmung und Intention, um die Aussage, die man selbst damit vermitteln wolle. Sonst sei sie nicht relevant.

Diese Relevanz schwindet in seinen Augen. Möbelgeschäfte dürften während der Pandemie offen bleiben, Konzerthäuser würden geschlossen. In Österreich würden Kunst und Musik als Lebenselixier betrachtet, aber der Kanzler nenne Menschen, die es ins Theater ziehe, „kulturverliebt“. Als sei es elitär, ins Konzert oder in eine Operette zu gehen. „Es liegt auch an uns Künstlern, dass wir es nicht geschafft haben, mit einer Stimme zu sprechen, uns Gehör zu verschaffen.“ Zuletzt hat er über Schule in Corona-Zeiten geschrieben. Er lernt zurzeit mit seinem Sohn daheim, weil in Österreichs hartem Lockdown in Schulen nur eine Notbetreuung angeboten wird. Die Themen von Vater Martin und Sohn Noah: Astronauten, Weltall, Zukunft, Visionen in Sachkunde; Vergangenheit und Futur in Deutsch. Vieles davon, findet Grubinger, könne man auch im wirklichen Leben sehr gut brauchen.

Martin Grubinger, 37 Jahre alt, ist Schlagwerker – und Kolumnist in Österreichs populistischer Zeitung. Foto: Simon Pauly

Geistfähig bleiben

Heute erst recht Von Helmut Lachenmann

Im Alter von sieben Jahren, im Februar 1943 – Untergang der sechsten Armee in Stalingrad –, saß ich am Volksempfänger mit meinen Eltern und einigen Geschwistern – der älteste Bruder fiel zwei Jahre später an der Westfront –, hörte die heldisch gestylte Stimme des Propagandaministers, seine pathetische Aufforderung an das Deutsche Volk, in stolzer Erinnerung an seine Söhne, die im Kampf für die große völkische Idee ihr junges Leben geopfert haben, Kampfesmut und Opferbereitschaft zu steigern, hörte danach die Fünfte von Beethoven und wollte sterben für den Führer.

Beethovens Musik, in Zeiten – überwundener? – gewissenloser Demagogie und hemmungsloser Verblöndung missdeutet und missbraucht, von hilfloser Ignoranz heute gelegentlich auch verhöhnt: Sie sollte, sie muss – und sie wird zum Glück – als Nachricht von befreiender Öffnung des menschlichen Erlebnishorizontes immer wieder und heute erst recht neu studiert, neu vermittelt und neu gehört und erlebt werden: in jedem Werk befreiende Erinnerung an unsere Geistfähigkeit und die im Menschen wartenden kreativen Energien. „Heute erst recht“, denn die überwältigende, heitere und ernste Größe und Tiefe dieser Musik verdient es nicht, tauben Politikern in der Hamburger Elbphilharmonie zum unverdaulichen Fraß vorgeworfen zu werden, wo diese doch nur gelangweilt auf den „Song of Joy“ warten.

Helmut Lachenmann, Komponist, wurde am 27. November 1935 geboren. Von ihm erschien zuletzt in der DVD-Reihe Lachenmann Perspektiven zu seinem Orchesterwerk die Folge 5 „Double/Klangschatten“.